

Benjamín Labatut

Das blinde Licht

Bibliothek Suhrkamp

SV

75 Jahre Bibliothek Suhrkamp

Sie sind Pioniere und Verdammte. Eroberer von Raum und Zeit. Träumer des Absoluten. Sie verändern den Lauf der Geschichte und verzweifeln an sich selbst: Werner Heisenberg, dessen Gleichungen – im Wahn auf Helgoland entstanden – zum Bau der Atombombe führen. Der Mathematiker Alexander Grothendieck, der es vorzieht, seine Formeln zu verbrennen, um die Menschheit vor ihrem zerstörerischen Potenzial zu schützen. Oder Fritz Haber, dessen physikalische Verfahren eine Hungerkrise vermeiden und zugleich das diabolischste Werkzeug der Nationalsozialisten hervorbringen werden...

In eindringlichen, abgründigen Geschichten erzählt Benjamín Labatut vom schmalen Grat zwischen Genie und Wahnsinn, von menschlicher Hybris und der zwiespältigen Kraft der Wissenschaft. Und von dem verhängnisvollen Moment, an dem wir aufhören, die Welt zu verstehen.

Benjamín Labatut, geboren 1980 in Rotterdam, wuchs in Den Haag, Buenos Aires und Lima auf. Er veröffentlichte zwei preisgekrönte Romane und Kurzgeschichten in *Letras Libres*. *Das blinde Licht* erschien in über 30 Ländern und wurde international euphorisch aufgenommen. Zuletzt erschien der Roman *MANIAC*. Labatut erhielt den Premio Malaparte. Er lebt mit seiner Familie in Santiago de Chile.

Benjamín Labatut  
Das blinde Licht

Irrfahrten der Wissenschaft

Aus dem Spanischen  
von Thomas Brovot

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
*Un verdor terrible* bei Editorial Anagrama, Barcelona.

Das Zitat von Heinrich Böll auf S. 10 stammt aus:  
Heinrich Böll, Annemarie Böll, Jochen Schubert, Hamish  
Reid: Briefe aus dem Krieg 1939-1945 © 2001, Verlag  
Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln.

Erste Auflage 2026

© der deutschsprachigen Ausgabe  
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2020

© 2019 Benjamín Labatut

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text  
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Olaf Nicolai,

»30 Farben« für Willy Fleckhaus (2026)

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24455-5

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

# Das blinde Licht

*»Wir steigen auf, wir fallen. Steigen im Fallen vielleicht auf.  
Niederlagen prägen uns. Was wir an Weisheit haben, ist  
tragisch, zu spät erkannt, und nur von den Verlorenen.«*

Guy Davenport

*PREUSSISCHBLAU*

---



*BEI EINER UNTERSUCHUNG MONATE* vor Beginn der Nürnberger Prozesse fiel den Ärzten auf, dass Hermann Görings Finger- und Fußnägel knallrot gefärbt waren. Auf den ersten Blick führten sie dies auf seine Abhängigkeit von Dihydrocodein zurück, einem Schmerzmittel, von dem er täglich mehr als hundert Tabletten zu sich nahm. William Burroughs zufolge ist die Wirkung vergleichbar mit Heroin, doppelt so stark wie Codein, aber mit einer Dröhnung wie Kokain, weshalb die Amerikaner sich gezwungen sahen, Göring von seiner Sucht zu heilen, ehe er vor Gericht erscheinen konnte. Es war nicht einfach. Bei seiner Festnahme durch die Alliierten hatte man in den Koffern, die der NS-Führer mitschleppte, nicht nur den Nagellack gefunden, den er auftrug, wenn er sich als Nero verkleidete, sondern auch mehr als zwanzigtausend Paracodin-Pillen, seine bevorzugte Droge und fast der gesamte Restbestand, der von dem in Deutschland hergestellten Medikament am Ende des Zweiten Weltkriegs geblieben war. Ungewöhnlich war eine solche Abhängigkeit nicht, praktisch alle Truppen der Wehrmacht erhielten Methamphetamin-Tabletten als Teil ihrer Verpflegung. Im Handel bekannt unter dem Namen Pervitin, nahmen die Soldaten sie, um sich aufzuputuschen und wochenlang wach zu halten, pendelnd zwischen manischem Furor und alpträumhafter Benommenheit, eine

Überbelastung, die bei vielen in Euphorie umschlug: »Es ist beinahe wie Schweigen hier oben. Alles wird unwesentlich und abstrakt. Entrückt, als ob ich selbst über meinem Flugzeug flöge«, schrieb ein Pilot der Luftwaffe Jahre später, als erinnerte er sich an die stille Verzückung seliger Anschauung, nicht an die Niederungen des Alltags im Krieg. Heinrich Böll schickte von der Front mehrmals Feldpost an seine Familie, in der er bat, ihm weiteren Nachschub zu senden: »Der Dienst ist stramm«, schrieb er seinen Eltern am 9. November 1939, »und Ihr müßt verstehen, wenn ich späterhin nur alle 2-4 Tage schreibe. Heute schreibe ich hauptsächlich um Pervitin ... Euer Hein.« Am 20. Mai 1940 schrieb er ihnen einen langen, aufgewühlten Brief, der mit der gleichen Bitte endete: »Vielleicht könntet Ihr mir noch etwas Pervitin für meinen Vorrat besorgen?« Zwei Monate später war es nur noch eine hingeworfene Zeile: »Schickt mir nach Möglichkeit bald noch etwas Pervitin.« Methamphetamin war, wie man heute weiß, der Treibstoff für Deutschlands Blitzkrieg mit seinem unaufhaltsamen Vormarsch, und viele Soldaten erlitten psychotische Anfälle, als sie spürten, wie sich die bitteren Pillen in ihrem Mund auflösten. In den oberen Etagen des Deutschen Reichs dagegen schmeckte man etwas ganz anderes, als der russische Winter die Ketten ihrer Panzer erstarren ließ, als unter den Feuerstürmen der alliierten Luftangriffe jede Siegesgewissheit erlosch und Hitler befahl, auch innerhalb des Reichsgebietes alles von Wert zu zerstören, um den heranrückenden Truppen nichts zu lassen als verbrannte Erde. Angesichts der totalen Niederlage, bezwungen von dem Bild des Schreckens, das sie über die Welt gebracht hatten, wählten die Verantwortlichen einen raschen Abgang: Sie bissen auf Zyankalikapseln und erstickten unter dem lieblichen Mandelduft des Gifts.

Eine Suizidwelle schwappte in den letzten Kriegsmonaten durch Deutschland. Allein im April 1945 nahmen sich in Berlin dreitausendachthundert Menschen das Leben. Die Bewohner der Kleinstadt Demmin, etwa drei Stunden nördlich der Hauptstadt, erlagen einer Massenpanik, als die deutschen Truppen auf ihrem Rückzug nach Westen die Brücken hinter sich sprengten und sie auf ihrer Halbinsel in der Falle zurückließen, umgeben von drei Flüssen, hilflos den Grausamkeiten der Roten Armee ausgeliefert. Hunderte Männer, Frauen und Kinder starben in nur drei Tagen von eigener Hand. Ganze Familien gingen ins Wasser der Peene und der Tollense, aneinandergebunden mit Stricken um die Taille wie bei einem grausigen Tauziehen, die kleineren Kinder beschwert mit ihren Schulranzen voller Steine. Der Schrecken nahm solche Ausmaße an, dass die russischen Truppen – die sich darin ergingen, Wohnungen zu plündern, Häuser niederzubrennen und Frauen zu vergewaltigen – Befehl erhielten, der Selbstmordepidemie Einhalt zu gebieten. Dreimal mussten sie eine Frau von der stattlichen Eiche in ihrem Garten herunterholen, an der sie sich zu erhängen versuchte und in deren Schatten sie bereits ihre drei Kinder begraben hatte; sie hatte ihnen – eine letzte Leckerei – Plätzchen gebacken, in die sie Rattengift mischte. Die Frau überlebte, aber die Soldaten konnten nicht verhindern, dass ein Mädchen verblutete, das die Klinge des Rasiermessers, mit dem sie bereits ihren Eltern die Pulsadern aufgeschnitten hatte, ans eigene Handgelenk setzte. Ein ähnlicher Todeswahn ergriff auch die höheren Ränge der Nationalsozialisten: Dreiundfünfzig Generale des Heeres, vierzehn der Luftwaffe und elf Admirale der Marine nahmen sich das Leben, außerdem der Erziehungsminister Bernhard Rust, der Justizminister Otto Thierack, der Feldmarschall Walter

Model, der »Wüstenfuchs« Erwin Rommel und natürlich der Führer selbst. Andere, darunter Hermann Göring, waren zögerlicher und ließen sich gefangen nehmen, auch wenn sie damit das Unvermeidliche nur hinausschoben. Als die Ärzte ihn für verhandlungsfähig erklärten, wurde Göring vom Internationalen Militärgerichtshof zum Tod durch den Strang verurteilt. Er stellte den Antrag, erschossen zu werden, er wollte nicht wie ein gewöhnlicher Krimineller sterben. Kaum erfuhr er, dass man ihm seinen letzten Wunsch verwehrt, tötete er sich selbst mit einem Biss auf eine Zyankalikapfel, die er in einem Pomadendöschen versteckt hatte, dazu erklärte er in einem Brief, er habe die Todesart »des großen Hannibal« gewählt. Die Alliierten beschlossen, alle Spuren seiner Existenz auszulöschen. Sie zogen ihm die Glassplitter aus den Lippen und schickten seine Kleidung, seine sonstigen Sachen und seinen nackten Leichnam ins Städtische Krematorium auf dem Münchner Ostfriedhof, wo man einen der Öfen anfachte, um Göring zu verbrennen, auf dass seine Asche eins werde mit dem Staub der Tausenden von politischen Häftlingen und Gegnern des Naziregimes, die in Gefängnissen wie Stadelheim unter dem Fallbeil starben, der Psychatriepatienten und Kinder mit Behinderungen, die im Rahmen des Euthanasieprogramms Aktion T4 ermordet wurden, all der Opfer in den Konzentrationslagern. Das bisschen, was nach dem Erlöschen des Feuers von ihm blieb, wurde des Nachts in den Wenzbach gestreut, ausgewählt aufs Geratewohl auf einer Landkarte, um zu verhindern, dass sein Grab für künftige Generationen zu einer Pilgerstätte würde. Aber alle Mühe war umsonst: Bis heute tauschen Sammler auf der ganzen Welt Gegenstände aus dem Besitz des Letzten der großen Nazis, Oberbefehlshaber der Luftwaffe und einst designerter Nachfolger Hit-

lers. Im Juni 2016 zahlte ein Argentinier mehr als dreitausend Euro für eine Seidenunterhose des Reichsmarschalls. Monate später blätterte derselbe Mann sechsundzwanzigtausend Euro hin für die Messinghülse, in der die Glasampulle steckte, die Göring am 15. Oktober 1946 zwischen seinen Zähnen zerbiss.

Ähnliche Kapseln erhielten die Parteispitzen der NSDAP nach dem Konzert, das die Berliner Philharmoniker noch am 12. April 1945 gaben, kurz vor dem Fall der Stadt. Albert Speer, Reichsminister für Bewaffnung und Munition und oberster Architekt des Dritten Reichs, hatte ein Sonderprogramm organisiert mit Beethovens Violinkonzert in D-Dur, gefolgt von Bruckners Vierter Sinfonie – der »Romantischen« – und endend, sehr passend, mit Brünnhildes Arie beim Finale des dritten Aufzugs von Richard Wagners *Götterdämmerung*, wenn die Walküre sich auf einem Scheiterhaufen opfert, dessen Flammen schließlich nicht nur die Welt der Menschen, sondern auch den Saal Walhalls und mit ihm sämtliche Götter verzehren. Als das Publikum zum Ausgang strebte, Brünnhildes Schmerzensschreie noch in den Ohren, verteilten Mitglieder des Jungvolks der Hitlerjugend – gerade mal zehnjährig, die Älteren starben auf den Barrikaden – aus kleinen Körben Zyankaliekapseln, als wären es Opfergaben bei einer Liturgie. Mit einigen dieser Kapseln nahmen sich Göring, Goebbels, Bormann und Himmler das Leben, viele andere Nazigrößen schossen sich, während sie auf die Kapseln bissen, gleichzeitig in den Kopf, da sie Sabotage befürchteten oder ein Versagen des Gifts, was ihnen statt des erwünschten sofortigen und schmerzlosen Todes ebenjenes qualvolle Ende bereitet hätte, das sie verdienten. Hitler war gar so fest von einer Manipulation der Dosierung überzeugt, dass er sich entschloss, die Wirkung erst an Blondi zu erproben, seiner Schäferhün-

din, die ihn in den Führerbunker begleitet hatte, zu Füßen seines Bettes schlief und alle möglichen Privilegien genoss. Lieber wollte er sie töten, als zuzulassen, dass sein Liebling den russischen Truppen in die Hände fiel, die Berlin bereits umringt hatten und dem unterirdischen Bunker Tag für Tag näher rückten. Nur hatte er nicht den Mut, es selbst zu tun, und so befahl er seinem Leibarzt, eine der Giftampullen im Maul des Tiers zu zerdrücken. Die Hündin – die gerade vier Junge zur Welt gebracht hatte – starb auf der Stelle, als das winzige Cyanidmolekül, bestehend aus einem Atom Stickstoff, einem Atom Kohlenstoff und einem Atom Kalium, in ihre Blutbahn gelangte und ihren Atem lähmte.

Cyanid wirkt so blitzartig, dass es nur ein einziges Zeugnis für seinen Geschmack gibt, hinterlassen zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts von M. P. Prasad, einem zweiunddreißigjährigen indischen Goldschmied, der noch ein paar Zeilen kritzeln konnte, nachdem er es geschluckt hatte. »Ärzte, Zyankali, ich habe es probiert, es brennt auf der Zunge, schmeckt bitter«, stand auf einem Zettel, den man in dem Hotelzimmer, das er sich für seinen Freitod genommen hatte, bei seinem Leichnam fand. Die wasserlösliche Form des Gifts, in Deutschland bekannt als Blausäure, ist äußerst flüchtig; ihr Siedepunkt liegt bei sechsundzwanzig Grad Celsius, und sie hinterlässt in der Luft einen leicht bittermandelartigen Geruch, den nicht alle wahrnehmen, da die Fähigkeit dazu abhängt von einem Gen, über das vierzig Prozent der Menschen nicht verfügen. Aufgrund dieser Laune der Natur ist anzunehmen, dass ein nicht geringer Teil der in Auschwitz, Majdanek und Mauthausen mit Zyklon B Ermordeten den Geruch des in die Gaskammern strömenden Cyanids nicht einmal bemerkte, während andere mit demselben Duft in der

Nase starben wie die Organisatoren ihrer Vernichtung beim Zerbeißen der Suizidkapseln.

Jahrzehnte zuvor hatte man einen Vorläufer des von den Nazis in den Vernichtungslagern eingesetzten Gifts – das Zyklon A – in Kalifornien als Pestizid auf die Orangen gesprüht, so wie man damit auch die Züge entlauste, in denen sich Zigtausende mexikanische Einwanderer versteckt hatten, um über die Grenze in die USA zu gelangen. Das Holz der Waggons verfärbte sich daraufhin und zeigte einen wunderschönen bläulichen Ton, es ist derselbe, den man auch heute noch an einigen Ziegelsteinen in Auschwitz sehen kann; beides verweist auf den eigentlichen Ursprung dieses Cyanids, isoliert 1782 aus dem ersten synthetischen Pigment, dem Preußischblau.

Kaum stand der Farbstoff zur Verfügung, trat er seinen Siegeszug in der europäischen Kunst an. Dank geringerer Kosten hatte das Preußischblau innerhalb weniger Jahre fast vollständig die Farbe ersetzt, mit der die Maler seit der Renaissance die Engelsingewänder und den Mantel der Heiligen Jungfrau schmückten: das Ultramarin, das edelste und teuerste aller blauen Pigmente, gewonnen aus dem Lapislazuli, das man in den Höhlen des afghanischen Koktscha-Tals förderte und zermahlte. Dieses Mineral, nun allerfeinstes Pulver, ergab ein so prachtvolles Indigoblau, dass es nichts Vergleichbares gab, erst Anfang des achtzehnten Jahrhunderts konnte es chemisch nachgeschaffen werden, als ein Schweizer Farbenhersteller namens Johann Jacob Diesbach das Preußischblau entdeckte. Es war ein Versehen gewesen, denn eigentlich wollte er das Karminrot erzeugen, das man durch die Verarbeitung von Millionen weiblicher Koschenillen erhält, kleiner Schildläuse, die in Mexiko, Mittel- und Südamerika als

Parasiten auf Feigenkakteen leben und so empfindlich sind, dass sie einer noch größeren Pflege bedürfen als die Seidenraupen, zumal Wind, Regen und Frost ihren flaumig weißen Körpern leicht Schaden zufügen, wenn sie nicht gleich aufgefressen werden von Ratten, Vögeln oder anderen Insekten. Ihr scharlachrotes Blut war – neben Silber und Gold – einer der größten Schätze, die die Konquistadoren den amerikanischen Völkern raubten. Die spanische Krone sicherte sich das Monopol auf das Karminrot und diktierte über Jahrhunderte die Preise. Diesbach hätte das Monopol gern gebrochen, doch als er einmal *sale tartari* (Pottasche) auf ein Destillat von tierischen Resten schüttete, mit denen einer seiner Gehilfen experimentierte, der junge Alchemist Johann Conrad Dippel, ergab das Gemisch nicht das leuchtende Rot des Insekts *Dactylopius coccus*, sondern ein so strahlendes Blau, dass Diesbach dachte, er hätte das *hsbd-iryt* gefunden, die ursprüngliche Farbe des Himmels, das legendäre Blau, mit dem die Ägypter die Haut ihrer Götter verzierten. Jahrhundertlang von den ägyptischen Priestern mit Argusaugen bewacht, war das Rezept eines Tages von einem griechischen Dieb gestohlen worden, ging nach dem Untergang des Römischen Reichs aber für immer verloren. Diesbach nannte seine neue Farbe »Preußischblau«, um ein inniges und dauerhaftes Band zu knüpfen zwischen seiner zufälligen Entdeckung und diesem Reich, das die alten Imperien gewiss einmal an Ruhm übertreffen würde. Tatsächlich hätte es sehr viel größerer Fähigkeiten bedurft – der Gabe der Weissagung vielleicht –, um seinen künftigen Niedergang zu erahnen, und Diesbach mangelte es nicht an dergleichen höheren Vorstellungskraft, sondern auch am notwendigen Händchen fürs Geschäftliche und an den unentbehrlichen Handelskontakten, um den ma-

teriellen Gewinn aus seiner Schöpfung zu ziehen, sodass es seinem Finanzier zufiel, dem Ornithologen, Sprachforscher und Entomologen Johann Leonhard Frisch, sein Blau in Gold zu verwandeln.

Frisch häufte ein Vermögen an mit dem Vertrieb von Preußischblau, er belieferte Geschäfte in Paris, London und Sankt Petersburg. Mit den Erträgen kaufte er einige hundert Hektar Land in der Nähe von Spandau, wo er mit der ersten Seidenraupenzucht Preußens begann. Der leidenschaftliche Naturforscher schrieb einen langen Brief an König Friedrich Wilhelm I., in dem er die einzigartigen Eigenschaften der kleinen Seidenraupe rühmte, auch legte er darin ein ambitioniertes Projekt des landwirtschaftlichen Umbaus dar, eine Vision, die ihm im Traum gekommen war: Er hatte Maulbeerbäume in allen Kirchhöfen Preußens gesehen und wie sich die kleinen Raupen des *Bombyx mori* von den sattgrünen Blättern ernähren. Der Plan, vom König eher zaghaft umgesetzt, wurde schließlich im Dritten Reich, fast zwei Jahrhunderte später, umso schwungvoller aufgegriffen. Millionen solcher Bäume pflanzten die Nationalsozialisten auf Brachflächen und in Wohnsiedlungen, an Schulen und auf Friedhöfen, in den Parkanlagen von Krankenhäusern und Heilanstalten und beiderseits der Autobahnen, die das neue Deutschland durchzogen. Man verteilte Anleitungen und Handreichungen an die Amateurlandwirte, in denen die staatlich verordneten Techniken für die Ernte und die Weiterverarbeitung der Seidenraupen beschrieben standen; so waren die Puppen nach dem Einsammeln mindestens drei Stunden über einen Topf mit siedendem Wasser zu hängen, damit der Dampf sie langsam tötete, ohne dass das kostbare Material der Kokons, in die sie sich eingesponnen hatten, Schaden litt. Dieselbe Methode hatte Frisch

bereits in einem der Anhänge seines Opus magnum beschrieben, ein dreizehnbändiges Werk, dem er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens widmete und worin er mit einer Akribie, die schon an Wahnsinn grenzte, dreihundert in Deutschland heimische Insektenarten erfasste. Der letzte Band enthält den vollständigen Lebenszyklus der Feldgrille, vom Nymphenstadium bis hin zum Lockgesang der geschlechtsreifen Männchen, ein lautes, durchdringendes Zirpen wie der Klang einer mit dem Rauholz gestrichenen Geigensaite. Frisch beschrieb es ebenso wie das Paarungsverhalten und die Eiablage der Weibchen, deren Gelege eine erstaunlich ähnliche Farbe hat wie das Pigment, das ihn zu einem vermögenden Mann machte und mit dem Künstler in ganz Europa arbeiteten, kaum dass es im Handel erhältlich war.

Das erste große Werk, bei dem es zum Einsatz kam, war *Die Grablegung Christi*, gemalt 1709 von dem Niederländer Pieter van der Werff. Am Himmel ziehen Wolken und verdecken den Horizont, während der blaue, das Gesicht der Jungfrau verdunkelnde Schleier leuchtet und die Trauer der beim nackten Leichnam des Messias versammelten Jünger spiegelt; seine Haut ist so blass, dass sie das Gesicht der Frau illuminiert, die vor ihm kniet und seinen Handrücken küsst, als wollte sie mit ihren Lippen die von den eisernen Nägeln geschlagenen Wunden schließen.

Eisen, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Phosphor, Arsen – zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts kannte der Mensch nur eine Handvoll reiner Elemente. Die Chemie hatte sich von der Alchemie noch nicht emanzipiert, und die Verbindungen, die man unter einer Vielfalt arkaner Bezeichnungen wie Wismut, Vitriol, Zinnober und Amalgam kannte, waren ein Nährboden für alle möglichen unerwarteten und glücklichen Zu-

fälle. Das Preußischblau zum Beispiel hätte es nicht gegeben ohne den jungen Alchemisten, der in Diesbachs Werkstatt arbeitete. Johann Conrad Dippel präsentierte sich selbst als pietistischen Theologen, Philosophen, Künstler und Arzt; seine Verleumder dagegen sahen in ihm bloß einen Quacksalber. Er wurde auf der Burg Frankenstein im Odenwald geboren, und von klein auf besaß er ein außergewöhnliches Charisma, dem sich niemand, der sich länger in seiner Gegenwart aufhielt, entziehen konnte. Für eine Weile schlug er gar einen der bedeutendsten Wissenschaftler der damaligen Zeit in seinen Bann, den schwedischen Mystiker Emanuel Swedenborg, der erst einer seiner begeistertsten Jünger war, schließlich aber sein größter Widersacher. Swedenborg zufolge hatte Dippel ein Talent dafür, die Leute vom Glauben abzubringen, um sie sodann aller Erkenntnisse des Wahren und Guten zu berauben und »in einer Art Delirium zurückzulassen«. In einer seiner glühendsten Schmähchriften vergleicht Swedenborg ihn mit keinem Geringeren als mit Satan: »Er ist der schändlichste Teufel, keinem Prinzip unterworfen, vielmehr allen feind.« Seine Kritik berührte Dippel nicht, er war längst immun gegen die Empörung, nachdem er wegen seiner häretischen Ideen und Praktiken sieben Jahre im Gefängnis gesessen hatte. Als die Strafe verbüßt war, ließ er jeden Anspruch auf Menschlichkeit fahren und führte zahllose Experimente mit lebenden und toten Tieren durch, die er mit rastlosem Eifer seziierte. Sein Ziel war es, in die Geschichte einzugehen als der erste Mensch, der eine Seele von einem Körper in einen anderen verpflanzte. Was ihn am Ende aber zur Legende machte, war die Grausamkeit und perverse Lust, mit der er die Überreste seiner Opfer handhabte. In seinem Buch *Vitae animalis morbus et medicina*, veröffentlicht in Leiden unter